

Die Schriftstellerin **Lena Gorelik** im Gespräch über versteckten Antisemitismus, Erinnerungskultur und ihre Erfahrungen als jüdische Einwanderin in der deutschen Gesellschaft.

„Es geht viel um Übergriffigkeit“

Fragen **Marguerite Bertheau**
Foto **Magdalena Jooss**

Lena Gorelik – wir kennen uns schon lange und werden uns daher in diesem Gespräch duzen. Du wurdest 1981 in Sankt Petersburg geboren und kamst mit elf Jahren über den „Kontingentflüchtlingsrechtsweg“ nach Deutschland. Wie war das für dich?

Da man in der Sowjetunion relativ wenig darüber wusste, was außerhalb des Ostblocks geschieht, glaubte ich als Kind lange Zeit, überall wäre es genauso wie dort. Es gab aber natürlich Gerüchte über den Westen: zum Beispiel die Legende, dass man dort die Straßen mit Seife waschen würde. Irgendwie ahnte man also, dass es auf der anderen Seite besser ist. Anfang der 1990er Jahre begannen dann jüdische Menschen auszureisen – erst einmal ganz viele nach Israel, in die USA, manche auch nach Kanada. Als mein Vater hörte, dass in Deutschland auch Jüdinnen und Juden

aufgenommen wurden, wollte er zunächst nicht dorthin, wegen des Nationalsozialismus, aber als der Antisemitismus in der Sowjetunion immer mehr zunahm, änderte er seine Meinung. Zu diesem Zeitpunkt war ich zehn, das heißt, ich wurde nicht einbezogen in diese Entscheidung. Ich wusste eigentlich bis zum Tag der Ausreise nicht, was mich erwartet, hatte nur eine vage Vorstellung, dass es dort alles geben würde. Als wir in Berlin ankamen, gab es tatsächlich alles, aber wir hatten keine Kaufkraft. Wir wurden in einem Asylanten-Wohnheim – jetzt nennt man das Geflüchtetenunterkunft, sonst hat sich nicht so richtig viel getan – in einer schwäbischen Stadt mit 100.000 Einwohnern untergebracht. Das war angesichts der Höhe meiner Erwartungen ein extrem tiefer Fall auf den Boden sehr unschöner Tatsachen.

Du hast in deinen Texten und Interviews häufiger davon gesprochen, dass sich dein Zugehörigkeitsgefühl zu Deutschland vor allem über das Erlernen der deutschen Sprache entwickelt hat. Hast du in dieser Zeit auch eine Zugehörigkeit zum jüdischen deutschen Leben aufgebaut?
Der Wunsch war natürlich die Ankunft in der Mehrheitsgesellschaft, weil ich mich tagein tagaus als nicht zugehörig empfand und auch dementsprechend behandelt wurde. Das Jüdische hat mich erst einmal unglaublich verwirrt, weil ich zwar mit einem großen Bewusstsein dafür aufgewachsen bin, aber im antisemitischen Sinne. Ich wusste, dass ich jüdisch war und es nicht herumerzählen sollte, dass es ein Schimpfwort war. Von Religion hatte ich keine Ahnung, meine Familie war überhaupt nicht religiös – so wie die meisten jüdischen Familien in der

„Ich habe
viele Jahre
gebraucht,
um meinen
eigenen
Zugang dazu
zu finden,
was für mich
Jüdischsein
bedeutet.“



Sowjetunion. Als wir in Deutschland ankamen, haben wir uns in der jüdischen Gemeinde angemeldet, wo es im Verhältnis zu dem, was ich bisher kannte, sehr religiös zugeht. Das hat mich zunächst vollkommen überfordert, auch weil die Gottesdienste und große Teile des Religionsunterrichts auf Hebräisch stattfanden. Außerdem kannte ich die Riten nicht. Ich habe deshalb am Anfang diese Zugehörigkeit zur jüdischen Gemeinde als einen weiteren Ort empfunden, an den ich nicht passte und wo ich Angst haben musste, etwas falsch zu machen. Es war eigentlich das Gegenteil von einem Ort der Geborgenheit und Ankunft. Nach ein, zwei Jahren aber habe ich mich in die jüdische Gemeinde geradezu hineingestürzt, weil es von vielen Seiten von mir erwartet wurde. Die Lehrerschaft in der kleinen schwäbischen Stadt beispielsweise freute sich unglaublich, dass eine Jüdin auf der Schule war. Plötzlich musste ich im Religionsunterricht der anderen jüdische Feste erklären, die ich gar nicht kannte. Ich habe viele Jahre gebraucht, um meinen eigenen Zugang dazu zu finden, was für mich Jüdischsein bedeutet – unabhängig von dem, wie es andere sehen oder was sie gerne in mir sehen würden.

Wie würdest du die unterschiedlichen Blickwinkel der ersten Generation von Kontingentflüchtlingen, zu der deine Eltern gehören, und der zweiten, also deiner Generation, auf Deutschland beschreiben?

Für meine Eltern hatte in Deutschland alles gut zu sein, weil Hinterfragen bedeutet hätte, dass man vielleicht eine falsche Entscheidung getroffen hatte, die aber nicht mehr rückgängig zu machen war. Ein Beispiel dafür sind die Lichterketten, die nach den rassistischen Anschlügen in Mölln stattgefunden und an denen wir teilgenommen haben. Meine Mutter schrieb mit Tränen in den Augen Briefe nach Hause, dass die Deutschen gegen Fremdenfeindlichkeit demonstrierten, aber sie schrieb nichts von den Anschlügen. Wegen dieser Wahrnehmung meiner Eltern habe ich erst später als Erwachsene kapiert, dass den Demos schlimmster, gewaltbereiter Rassismus vorangegangen war. Trotzdem begann ich als Kind – auch weil ich relativ schnell die Sprache intuitiver und tiefer beherrschte

„Ich musste in der Schule nicht nur jüdische Feste erklären, sondern auch den Nahostkonflikt, von dem ich nur eine entfernte Ahnung hatte.“

als meine Eltern –, bestimmte Dinge wahrzunehmen, die meine Eltern nicht hören wollten. Ein Beispiel: Im Rahmen des ehrenamtlichen Engagements trifft man durchaus auf Menschen, die sich selbst unglaublich feiern und eine gewisse Hierarchie auch genießen. Unter anderem kam regelmäßig eine Frau ins Wohnzimmer, die es vor allem toll fand, jüdischen Menschen zu helfen. Sie brachte mehrmals eine Kamera mit, um sich mit „ihren jüdischen Freunden“ zu fotografieren. Wir Kinder wollten uns immer verstecken, wenn sie kam. Das fanden meine Eltern ganz unhöflich. In ihren Augen war das

ein guter Mensch, der Essen brachte. Auch als ich anfing, kritisch zu gesellschaftlichen Debatten zu sprechen oder zu schreiben, hatten meine Eltern fast so etwas wie Angst, die vielleicht zum Teil aus der fehlenden Meinungsfreiheit der Sowjetunion entstanden war, aber auch von dem Gefühl herrührte, Deutschland Dankbarkeit zurückgeben zu müssen.

In deiner Generation von Kontingentgeflüchteten gibt es mehrere Menschen, die im öffentlichen Leben stehen und sehr deutliche Forderungen an die deutsche Gesellschaft stellen, auch hinsichtlich des Umgangs mit Erinnerungskultur und Antisemitismus. Warum?

Soweit ich für uns als Generation sprechen kann, ist das Ansinnen, sich von bestimmten Dingen zu distanzieren, deshalb so groß, weil wir am eigenen Leib erfahren haben, wie man bestimmte „Merkmale“ – wie „jüdisch“, „Opfer“, „geflüchtet“ – gesellschaftlich benutzt. Ich musste in der Schule nicht nur jüdische Feste erklären, sondern auch den Nahostkonflikt, von dem ich nur eine entfernte Ahnung hatte. Ich wurde jedes Jahr am 9. November als Einzige aus der Klasse und vor der ganzen Klassengemeinschaft gefragt, ob ich zu Gedenkveranstaltungen gehe. All das, was an der Erinnerungskultur nicht gut läuft, haben wir an uns selbst erfahren. Deswegen sind wir feinfühlig, wenn es darum geht, Menschen oder Zugehörigkeiten für irgendeine Form der öffentliche Zelebrierung zu verwenden.

Was stört dich besonders an der Erinnerungskultur und am Umgang mit Antisemitismus?

Ich weiß gar nicht, wo ich anfangen soll. Ich könnte ein Kabinett der skurrilsten Anfragen erstellen – ich habe tatsächlich schon darüber nachgedacht, eine Ausstellung mit den schlimmsten E-Mail-Anfragen zu machen. In einer Mail wurde ich etwa gefragt, ob ich an einer Fragerunde zum Thema Judentum teilnehmen würde, und als Beispielfrage stand in Klammern: „Sind Ihre Söhne beschnitten?“ Es geht also ganz viel um Übergriffigkeit und auch darum, Pars pro Toto für etwas stehen zu müssen, aber nicht gefragt zu werden, ob man dafür überhaupt stehen möchte. Und es geht um dieses Erinnerungstheater,

das sich auf bestimmte Daten wie den 9. November oder den Holocaust-Gedenktag beschränkt. Nach dem Motto: Wir lassen zwar alles, was sich aus dem Nationalsozialismus an Fäden weiterzieht, unbeachtet und ziehen auch keine Rückschlüsse von damals auf heute, aber am 26. Januar machen wir was Tolles. Oder wann ist das gleich nochmal?

... am 27. Januar.

Siehst du, ich weiß nicht einmal das genaue Datum, weil es mir gar nicht um diesen einen Tag geht. Dasselbe gilt übrigens für 1.700 Jahre jüdisches Leben: Keiner weiß genau, worauf sich diese 1.700 Jahre beziehen, aber es ist viel Geld da, und es werden alle, die auch nur im Entferntesten jüdisch gewesen sein könnten, eingeladen. Das aber auch nur, wenn sie bereit sind, über das Jüdische zu sprechen. Eine Autorin hat mir erzählt, dass sie mitten in einer Lesung unterbrochen und gefragt wurde, warum nichts Jüdisches in ihrem Text vorgekommen sei.

Wie stehst du zu dem Ausspruch „Nie wieder“, auf den sich Deutschland immer wieder beruft, aktuell auch angesichts des Krieges in der Ukraine?

Ich habe ein großes Problem mit dem „Nie wieder“. Wir haben Antisemitismus, auch einen gewaltbereiten Antisemitismus, der seit Jahren kontinuierlich ansteigt. Dasselbe gilt für unglaublich viele rassistische, homophobe, antifeministische Strukturen. Dem wird außer Lippenbekenntnissen zu wenig entgegengesetzt. Das „Nie wieder“ stimmt also de facto nicht. Es stimmt in dem Moment, in dem es Halle und Hanau gibt, nicht. Diese Anschläge sind der Gegenbeweis zum „Nie wieder“. Deswegen finde ich die Berufung auf eine angebliche Aufarbeitung dessen, was zwischen 1933 und 1945 passiert ist, inzwischen derart lächerlich, dass ich nicht mehr weiß, wo ich anfangen soll, mich zu empören. Und zu dem anderen „Nie wieder“ im Zusammenhang mit dem Krieg Russlands gegen die Ukraine: Es ist nicht der erste Krieg in Europa nach 1945, es gab den Krieg in Jugoslawien. Das „Nie wieder“ wird ein weiteres Mal ad absurdum geführt, indem Menschen, die damals Angehörige und ihr Zuhause verloren haben, einfach vergessen werden.

„Halle und Hanau sind der Gegenbeweis zum ‚Nie wieder‘.“

Du engagierst dich ehrenamtlich für ukrainische Geflüchtete. Sind postmigrantische Kreise besser darin, solche Hilfestellungen zu leisten?

Mich hat am Anfang die große Hilfsbereitschaft der Mehrheitsgesellschaft unglaublich gefreut. Leider beobachte ich aber auch, wie schnell sie abnimmt. Das ist, glaube ich, tatsächlich ein Mehrheitsgesellschaftsproblem, denn dort gibt es oft eine bestimmte Erwartung, wie Geflüchtete zu sein haben. Sie haben zum Beispiel alle arm zu sein, was bei einem Krieg vollkommen abstrus ist, denn natürlich fliehen alle, die irgendwie können. Ich bekomme dann aber beispielsweise E-Mails von Familien, die Menschen aufgenommen haben und mir erzählen, dass ihre Gäste bessere Turnschuhe hätten als sie selbst. Worauf zielt das ab – sollen sie deswegen in der Ukraine bleiben? Es geht also viel um Erwartungshaltungen: Geflüchtete sollen arm sein, sie sollen dankbar sein und am besten auch so essen wie wir. Aber das sind Menschen, die bis vor Kurzem ein komplett anderes Leben geführt haben. Sie haben nun einmal ihre Essgewohnheiten, die sie nicht

bei der Grenzüberquerung ändern. Ich glaube, so etwas passiert tatsächlich im postmigrantischen Kontext weniger, weil wir das alles kennen und nicht daran erinnert werden müssen.

Was wünschst du dir von der deutschen Mehrheitsgesellschaft?

Ich glaube, das Zuhören fehlt sehr häufig. Letzte Woche war ich bei einer Veranstaltung, an der Menschen mit und ohne Exilerfahrung teilgenommen haben. Und jemand ohne Exilerfahrung hat die ganze Zeit über Exil gesprochen. Das ist ein bisschen so, als würden Frauen, die sexualisierte Gewalt erfahren haben, in einem Raum mit Männern sitzen, die über sexualisierte Gewalt an Frauen sprechen. Deshalb: Zuhören ist der Anfang von allem.

Lena Gorelik

ist Schriftstellerin und Publizistin. 1992 kam sie mit ihrer russisch-jüdischen Familie als „Kontingentflüchtling“ nach Deutschland. Die Autorin wurde mit dem Bayerischen Kunstförderpreis, dem Ernst-Hoferichter-Preis und dem Förderpreis für junge Autoren der Stadt Bad Homburg ausgezeichnet. 2021 erschien ihr jüngster Roman „Wer wir sind“. Seit 2020 ist sie Mitglied der Bayerischen Akademie der Schönen Künste.

Marguerite Bertheau

studierte in Freiburg und Cambridge europäische Geschichte sowie Ethnologie und Kulturanthropologie. Seit 2021 promoviert sie am Lehrstuhl für Jüdische Geschichte und Kultur der LMU München mit einer Arbeit über die Zuwanderung jüdischer „Kontingentflüchtlinge“, die vor allem in der Zeit zwischen 1990 und 2005 nach Deutschland kamen.

Das Gespräch fand am 7. Juni 2022 statt. Den ausführlichen Podcast finden Sie in der BADW-Mediathek unter: badw.de/mediathek.

